

2<sup>o</sup> Per. 18 Feb. 1919

Bayrische  
Staatsbibliothek  
München

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

## Roosevelt in Sizilien

(Erich Schilling)



„Ist das der ganze Sieg der Demokratie, Mr. Roosevelt?“  
„O no, wir liefern noch viel mehr davon!“

Roosevelt in Sicilia: „Ed è questa tutta la vittoria della democrazia?.. — „O no, possiamo fornirvene ancor molto di più!“



## DIE SITZUNG

VON WALTER FOITZICK

„Liebes Weibchen, ich habe heute abend eine wichtige Sitzung...“, so fangen 87345 sogenannte Witze an, und am Schluß stellt sich heraus — nein, wie komisch! —, daß diese Sitzung gar keine Sitzung ist, sondern eine Ausrade des lieben Männchens.

Hierzu habe ich zu bemerken, daß kein Mann auf der ganzen Welt zu seiner Frau jemals liebes Weibchen sagt. Liebes Weibchen ist eine neckische Erfindung der Witzfabrikanten. Ich möchte aber feststellen, daß es Sitzungen wirklich gibt, ungefähr 87345 pro Stunde, und daß sie für die-

## MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren noch recht jung und hatten große Pläne für die Zukunft. Die anderen waren sich alle schon darüber klar, was sie darnein einmal werden wollten. Recht beachtliche Dinge hatten sie sich vorgenommen, und keiner von uns zweifelte daran, daß sie sie auch schaffen würden. Nur ich war mir noch unschlüssig.

„Was ich werden soll, weiß ich noch nicht. Aber das eine steht fest, es muß etwas sein, womit ich der Menschheit und vor allem euch, meine Freunde, dienen kann“, erklärte ich.

„Dann werde doch Urmacher“, sagte Johannes. „Ich habe immer so viel Scherereien mit meiner Armbanduhr.“

J. Bieger

jenigen, die daran teilnehmen, eine sehr wichtige Sache sind.

Merkwürdigerweise ist bei so einer Sitzung das Sitzen nicht die Hauptsache, sondern nur akzessorisches Merkmal. Man könnte dabei auch liegen, und den meisten wäre dies sogar noch angenehmer. Unumgänglich notwendig sind aber die weißen Papierblätter und der Bleistift auf dem Platz jedes Teilnehmers. Was mit diesen Dingen eigentlich geschehen soll, steht noch nicht fest. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß sie vornehmlich dazu dienen, damit die Sitzenden aufs Papier Männchen malen. Hieraus erhellt, welch ungeheurer Formwille im reiferen Manne wohnt, der nach Sitzung schreit.

Bisweilen schreibt auch einer oder der andere etwas sehr Wichtiges auf das Papier. Nachher läßt er es aber liegen, weil es nach der Sitzung nicht mehr so wichtig ist.

Die Herren machen ernste Gesichter, wenn sie eine Sitzung zelebrieren und sprechen etwas tiefer, als sie es sonst gewohnt sind; das wirkt wie Würde und Vollbart. Leute, die sich sonst mit Meier oder Eder schlechtweg anreden, sagen Herr Meier und Herr Eder, denn Sitzung hebt die gegenseitige Achtung und gibt Distanz zwischen besten Freunden. Man thront auf einsamer Höhe und ist sich der Wichtigkeit seines Tuns voll und ganz bewußt. Wie schön, wenn man aus dem Protokoll erfährt, daß man Bedeutungsvolles gesagt hat. Das Protokoll kommt in ein Archiv und wird aufgehoben, und ferne Generationen werden erfahren, wie man die Welt mit ein paar markigen Worten weitergebracht hat. Sehr gut macht sich auch eine gefüllte Wasserkaraffe mit einigen Gläsern, die in der Mitte des

Tisches stehen. Wasser wirkt anregend auf Redner. Ich kenne jemand, der fängt sofort an, eine Rede zu halten, wenn man ein Glas Wasser vor ihn stellt, eine Reflexerscheinung auf Grund Jahrhundertrealer Sitzungstradition.

Nach der Sitzung erheben sich die Herren, schüttelein einander ziemlich feierlich die Hände und fragen, wohin man nachher geht. Das interessiert niemand, aber es gehört zum Zeremoniell.

## Michglühtes Tauschgeschäft

Ich bot: einen Smoking, noch gut erhalten, eine Buchstuhnhofe mit Bügelalteln, einen fast roten neuen Seidenzylinder, feche Illufionen für reifere Kinder.

Ich fuchte: den Weg zu mir selber sowie ein nützliches Quentchen Euphorie und war, falls dieses erwünscht und nötig, zum Ausgleich des Wertes gerne erbötig.

\*

Viel Wegzeiger wurden mir offeriert. Ich hatte sie alle längst ausprobiert. Und auch der Ärtihel Nummer zwei war bei den Angeboten dabei. Nur waren die Lettern, einft fevertwurzelt, im Sturm der Zeit durcheinandergespreizt, und Euphorie war allerorten zum gellenden Feuerio geworden.

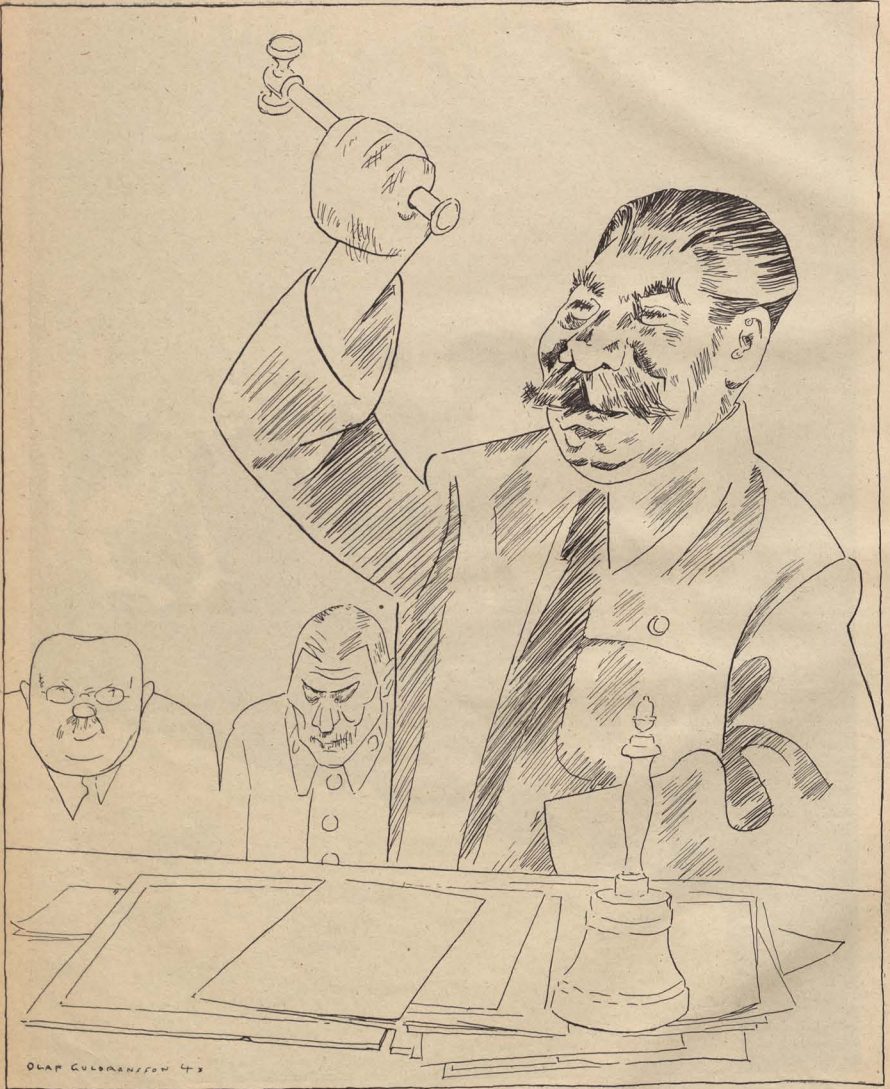
Ratadoehr





„Nanu, Genosse, in diesem Kostüm?“ — „Ich kann dir sagen, Kommunismus garniert mit ein paar Popen ist jetzt der große Schlager in England!“

Ricevimento di Capodanno presso l'ambasciatore sovietico a Londra: „E che, compagno, in tale costume?“, — „Ti posso dire che il comunismo, fornito di qualche pope, adesso fa furore in Inghilterra!“,



OSKAR GULBRANSSON 42

„Und hier habe ich noch einen Restposten Kleinstaaten! — Niemand mehr? — Dann behalte ich sie selbst!“

Il mondo all' asta: "Ed ecco un altro resto di Piccoli Stati! ... Nessuno più? ... Ebbene, allora me li tengo per me!",





„Nein, liebe Mathilde, das Leben ist der Güter höchstes nicht!“

„Aber, Emil, wo du doch so 'n recht saftiges Schweinsschnitzel mit Reibeklößen so gerne hast!“

“Ah no, Matilde, la vita non è il più alto dei beni!”, — “Ma come, Emilio, se ti piacciono tanto le succose costolette di maiale coi gnocchetti!”,

## ERFOLG BEI FRAUEN

VON JO HANNS ROESLER

Vier Wochen war Otto in Budapest gewesen. Dann kam er zurück und ließ sich von seinen Freunden feiern. Das Wiedersehen fand in einer kleinen Weinstube statt. Was kümmerte die lauten Männer der einzelne ältere Herr am Nebentisch? Sie hatten ihren Otto wieder und wenn Otto erzählte, nahm er den Mund so voll, daß er fast an den Lügen ersticke. Aber was tat es? Sie hatten ihren Spaß daran.

„Was hast du erlebt, Otto?“

„Ich könnte Bände erzählen!“

„Wie sind die Frauen in Budapest?“

Otto sah sich in der Reihe um, ein Olympiasieger der Liebe!

„Ein Kavallerie genießt und schweigt!“, sagte er stolz.

„Unsinn, Otto! Berichte!“

„Wo könnte ich beginnen!“, prahlte Otto

„Hast du eine Frau geküßt?“

„Eine? O ihr Stümper!“

„Ger zwei, Otto?“

„Zwei? O ihr Trümer!“

„Wieviele, Otto, wieviele?“

Da wölbte Otto die Brust, daß die Knöpfe krachten, und rief: „Alle Frauen Budapests habe ich geküßt! Jawohl Alle!“

„Wirklich, Otto?“

„Da war nicht eine Frau, die nicht mir gehörte!“

„Du hast alle Frauen Budapests umarmt?“

Otto sah sich triumphierend um:

„Alle Frauen! Alle!“

Der Herr am Nebentisch faltete langsam seine Zeitung zusammen, erhob sich und ging gemächlich auf Otto zu.

„Verzeihen Sie — ich hörte, Sie waren in Budapest!“

„Ja, mein Herr.“

„Und Sie sagten, wenn ich mich nicht täuschte, Sie hätten alle Frauen Budapests geküßt?“

Otto wurde ein wenig verlegen, aber was blieb ihm anderes übrig, als nach kurzem Zögern zu antworten:

„Gewiß, mein Herr.“

„Das höre ich ohne Vergnügen“, sagte der Fremde freundlich, „ich bin nämlich in Budapest verheiratet. Wenn Sie nun alle Frauen Budapests geküßt haben, muß ja wohl auch meine Frau darunter gewesen sein. Und da Sie meine Frau geküßt haben, bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihnen zwei kräftige Mauschellen zu verabreichen.“

Er tat dies auch. Dann ging er ruhig, als wäre nichts geschehen, zu seinem Tisch zurück. Otto floh über alle Berge.

Als der Fremde allein war, faßte sich einer das Herz, trat auf ihn zu und sagte höflich:

„Kranken Sie sich nicht! Wie wir unseren Otto kennen, hat er weder Ihre noch überhaupt eine Frau geküßt. Er ist ein Schwätzer, ein Angeber. Sie müssen sich also keine Gedanken um Ihre Frau machen.“

„Ich mache mir auch keine Gedanken —“

„Nein?“

„Ich bin überhaupt nicht verheiratet.“

„Nein? Aber warum haben Sie dann —?“

Da sagte der ältere freundliche Herr:

„Warum? Warum? — Nun, einer müßte es doch tun!“

# AUF DEM WEGE NACH CORCOBADO

VON KONRAD SEIFFERT

Auf der Straße kam mir einmal ein nettes junges Mädchen entgegen, lächelte mich an, legte das Köpfchen schief und fragte: „Ach, Verzeihung, Sie sind doch Herr Doktor Schmidt?“

Ich machte meine Verbeugung und sagte: „Leider nicht, gnädiges Fräulein, nein, leider bin ich nicht der Herr Doktor Schmidt!“ Auch ich lächelte, und es tat mir dabei wahrhaftig sehr leid, daß ich nicht der Herr Doktor Schmidt war. Das Mädchen eröfnete ein wenig und entschwebte. Aus-

Sehen Sie, lieber Herr, das war falsch, ganz falsch was das von mir. Bei dieser Begegnung mit dem hübschen Mädchen hätte ich auf jeden Fall, auf Biegen und Brechen, der Herr Doktor Schmidt sein müssen. Haut bin ich überzeugt davon, daß die junge Dame sehr zufrieden gewesen wäre, wenn sie in mir diesen Herrn Doktor Schmidt getroffen hätte. Ach, es war ein sehr nettes Mädchen (Schade!).

Dem Ramon konnte so etwas nicht passieren. Ramon erfaßte die Situation besser und schneller als ich. Ja, er kam auch mal in so eine ähnliche Sache hinein. Ich will Ihnen das hier erzählen. Und Sie werden zugeben müssen, daß sich der Ramon da ganz richtig verhielt.

Wir, der Ramon und ich, wir ritten von der Mina Exploradora hinunter nach Corcobado, um die Lohngelder zu holen. Der Weg schlingelte sich zwischen Bergwänden in einem Tal dahin, in dem ein Fließchen floß, wenn der Schnee hoch oben schmolz oder wenn es geregnet hatte. Zu anderen Zeiten gab es da nur Steine.

Wir befanden uns auf diesem Wege etwa in der Mitte zwischen der Mina und der Stadt, dort, wo er etwas breiter wurde, als uns ein Reiter entgegenkam. Es war eine Reiterin, wie wir dann bald sahen.

Diese Reiterin winkte uns schon von weitem zu. Als wir bei ihr waren, lächelte sie, legte das Köpfchen schief und rief dem Ramon zu: „Sie sind doch Señor Mejillones, nicht wahr?“

Und der Ramon rief den Hut vom Schädel, machte seine Verbeugung und sagte, ohne zu eröfnen: „Zu dienen, Señorita, Jawohl, ich bin Mejillones, Diego Mejillones!“

Dies erschrickt heftig, das können Sie glauben, lieber Herr. Denn dieser Diego Mejillones sah anders, ganz anders aus als Ramon. Vorhanden? Natürlich war er vorhanden. Er war auch in der Mina Exploradora beschäftigt. Und heute hatte er, nicht der Ramon, nach Corcobado reiten sollen, um die Lohngelder zu holen. Im letzten Augenblick war etwas dazwischengekommen. Er mußte bleiben. Ich ritt mit Ramon Mejillones hatte aber bereits telefonisch sein Kommen in Corcobado angesetzt. Er war da gut bekannt mit der Familie Loa. Und nun hatte er mir aufgetragen, diese Familie in der Stadt Bescheid zu sagen, daß er nicht kommen konnte. Nun können Sie sich denken, in welcher eine Klemme ich war. Hier mußte verschiedene unangenehm für mich werden. Denn daß dieses junge Mädchen, die Reiterin, zur Familie Loa gehörte das war mir klar. Was sollte ich tun? Sollte ich sagen, der Ramon sei ein Schwindler? Er sei gar nicht Diego Mejillones? Don Diego sei oben in der Mina? Das konnte ich schlecht tun. Und der Ramon hätte es mir sehr übel genommen. Also tat und sagte ich nichts.

Ramon dagegen bemühte sich sehr um das junge Mädchen. Es war ein hübsches Mädchen mit verwegenen schwarzen Locken und vielversprechenden dunklen Augen. Sie hieß Rita, Rita Loa. Das sagte sie uns. Nein, dem Ramon sagte sie es. Und sie behauptete sie treue sich sehr, ihn endlich kennenzulernen. Den Diego Mejillones. Selbstverständlich. Ach, für mich wurde die Geschichte immer verwickelter, wahrhaftig.

Nachdenklich, sehr nachdenklich ritt ich hinter dem Mädchen Rita und dem Ramon her. Diese Rita erzählte nun, sie, jawohl, sie sei es, die nach dem Wunsch ihres Onkels und ihrer Tante ihn, den Diego Mejillones, heiraten sollte. Eltern habe sie nicht mehr. Onkel und Tante hätten für sie bereits alles besprochen. Und vor einigen Tagen sei sie aus der Hauptstadt hierhergekommen, um ihn, den Diego, kennenzulernen. Ich erschrak zum zweitenmal sehr heftig. Was sollte nur aus dieser Geschichte werden?

Ramon aber war wie aus dem Häuschen vor Freude. Er behauptete, er sei der glücklichste Mensch auf dieser Erde. Er warf seinen Hut hoch in die Luft. Er machte einen Handstand im Sattel während des Weiterreitens, was der Rita sehr gut gefiel. Sie war begeistert von ihrem „Verlobten“. Jawohl, das konnte ich sehen.

An der Stelle, an der wir aus dem Tal herauskamen und an der die Grenze der Cañafelador war, sah sich Ramon nach mir um und sagte: „Du könntest schon immer vorausreiten zur Bank und dort alles erledigen. Ich komme bald nach. Wir treffen uns im Hotel an der Plaza!“

Was blieb mir schon übrig! Auch Sie, lieber Herr, hätten getan, was ich tat. Ich verabschiedete mich sehr höflich von dem hübschen Mädchen Rita, warf dem Ramon einen bitterbösen Blick zu, trieb mein Pferd an und trabte allein zwischen der Caña dahin. Umgesehen? Nein, umgesehen habe ich mich nicht. Und Sie hätten das vielleicht auch nicht getan.

Unterwegs versuchte ich mir Mut zu machen. Der Ramon, sagte ich mir, ist schon aus schlimmeren Geschichten heil oder fast heil herausgekommen. Er wird auch hier wissen, was er tun muß, damit es keine Schießerei oder Schlägerei oder noch lächerlichere Sachen gibt.

Ich nahm auf der Bank das Geld in Empfang. Ich ging hinüber zum Hotel an der Plaza. Ich versorgte mein Pferd, ließ fügen an zu trinken. Ach, ich war wütend auf den Ramon, wahrhaftig. Und ich war dabei sehr unsicher. Was sollte ich nur dem Diego Mejillones sagen?

Er war ein Mensch, mit dem man auskommen konnte. Nein, so vorlieht wie Ramon sah er nicht aus. Er hatte dazu eine etwas schiefe Schulter. Auch schielte er. So etwas ist ja nicht weiter schlimm. Aber ich hatte und habe das Gefühl, als seien den meisten jungen hübschen Mädchen mit kühnen Locken und vielversprechenden Augen derartige Eigenschaften an Männern nicht allzu erwünscht.

Je mehr ich trank, desto wütender wurde ich. Auf den Ramon. Auf das Mädchen Rita. Auf Diego Mejillones. Auf mich. Ja, auch auf mich. Warum mußte ausgerechnet ich es sein, der hier in eine Sache hineingeriet, die ihn nichts angeht? Es hätte ja heut an meiner Stelle ein anderer mit dem Ramon nach Corcobado hinunterreiten können! Ramon kam. Er kam sehr spät. Er gab mir einen mächtigen Hieb auf die Schulter, umarmte mich, sah sehr zufrieden aus und lud mit lauter Stimme und mit einer großartigen Handbewegung alle

anwesenden Caballeros ein, seine Gäste zu sein. Ach, diese Einladung war nicht viel wert. Außer mir saßen nur noch drei Herren da, die mit vielem Gerede einen Streit um zwei Turos aus der Welt zu schaffen versuchten. Sie waren sehr ungehalten über die Störung, tranken dann aber doch den Wein, den Ramon bezahlte.

Ich fand Ramons Benehmen höchst albern, und ich sagte ihm das auch. Ja, ich war wütend auf ihn und fuhr ihn mächtig an, das können Sie glauben, lieber Herr. Aber er trank und wollte nichts wissen von meinem Kümmernissen.

„Wie stellst du dir das nun eigentlich vor?“ fauchte ich. „Was hast du dir denn gedacht, als du Diego Mejillones' Rolle spieltest, he? Nun soll ich alles in Ordnung bringen, was? Aber weil? Wie? frage ich dich. Kannst du mir da eine vernünftige Antwort geben?“

Ramon lachte nur und behauptete auch jetzt wieder, er sei im Augenblick der glücklichste Mensch auf der Erde. Diesen Eindruck machte er auch, wahrhaftig!

Und er sagte mir, es sei schon alles in Ordnung gebracht, ich brauche mir keine Sorgen zu machen. Er habe diesem entzückenden Mädchen, dieser Rita, später gestanden, daß er nicht Diego Mejillones sei.

„Später?“ fragte ich.  
„Nun ja, du weißt ja, wie das so kommt. Ich werde sie wiedersehen. Und daß sie den Diego heiratet, halte ich für ausgeschlossen. Sie wird ihren Verwandten erzählen, Diego Mejillones habe heut nicht kommen können. Das solltest du ihnen sagen. Nun sagte sie es ihnen. Es ist also alles in Ordnung, nicht wahr?“

„Und Diego Mejillones? Was wird der tun, wenn er erfährt —“

„Nichts wird er erfahren! Rita wird ihm nichts erzählen, das ist selbstverständlich. Sie hat doch das größte Interesse daran —“

„— dich wiederzusehen und nicht den Diego! Feine Geschichte! Hast du dir denn nicht überlegt —“

„Nein! Wozu? Rita war sehr froh, daß sie mich unterwegs getroffen hat und nicht den Diego. Aber mach kein so dummes Gesicht! Du weißt doch, wie Diego Mejillones aussieht! Glaubst du denn, dieses hübsche Mädel könnte ihn so lieb haben wie mich?“

Ich mußte zugeben, daß das kaum der Fall sein konnte. „Aber“, sagte ich, „komme mir nicht, wenn es nachher Schwierigkeiten gibt mit Diego Mejillones dieser dumme Sache wegen!“ Ramon lachte und trank.

Und ich muß ihnen sagen, lieber Herr: es gab keine Schwierigkeiten. Dem Diego Mejillones sagten wir die halbe Wahrheit. Wir erzählten ihm, wir hätten Doña Rita unterwegs getroffen und wir hätten, er habe in der Mina bleiben müssen. Nun können Sie sich ausrechnen, ob dies die größere oder die kleinere Hälfte der Wahrheit war. Diego Mejillones war, später zwar nicht sehr erfreut, daß Rita so kühl war ihm gegenüber. Aber er hoffte, das werde sich schon noch ändern.

Ramon und Rita, vor allem Rita, sorgten dafür, daß sich alles teilungsglücklich erledigte. Ja, das Mädel war sehr, damit einverstanden, daß Ramon Diego Mejillones' Rolle weiterspielt.

Sie wir, der Ramon und ich, die Mina Exploradora und die Stadt Corcobado verließen. Da kam es ja dann doch zu einer heftigen Szene zwischen dem Mädchen und Ramon. Rita weinte lange und mit Andacht. Aber damit muß am Ende ein Mann rechnen, der einem hübschen jungen Mädchen gegenüber behauptet, er sei der Doktor Schmidt, wenn er Lehmann oder Müller heißt.

## DER GUTE RIESE

*Wind Riese rüttelt an den Bäumen,  
die seinen Wohnbezirk umsäumen,  
wo sich die Tiere nachts begehen;  
wie da die Tannenzapfen regnen!*

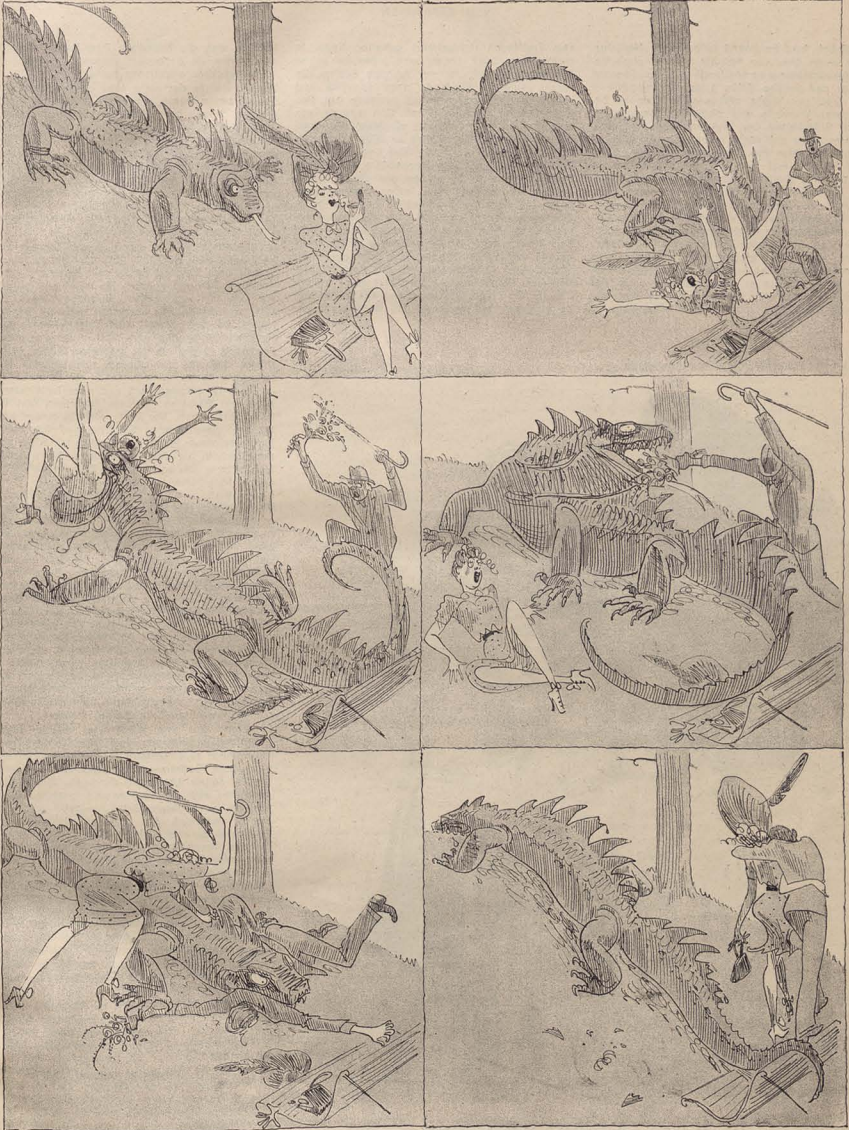
*Die holen sich dann fleißige Leute  
und freu'n sich der ermüdeten Beute;  
der Riese aber denkt vergnügt:  
Mir lacht das Herz, und das genügt.*

PETER SCHER



Die Siegerin

(Fr. Billek)



La vincitrice

# BARBARA IM ZEHNTEN STOCK

VON EFFI HORN

Alljährlich fand Ferdinand unter seiner Neujahrspost einen Brief von Barbara, den er ohne besondere Spannung zu empfangen pflegte. Es stand immer das gleiche darin, kaum abgewandelt in der Wahl der Worte, und war ein Gemisch behutsamer Vorwürfe und erhabener Resignation, leiser Bitterkeiten und Anspielungen auf Jahre, in denen man sich näher gewesen war als heute. Dies Jahr fehlte der Brief, aber ein paar Tage nach Neujahr traf dann noch eine Sendung ein mit Barbaras großen, etwas zu steilen Buchstaben, die so besitzlicher und herrisch klangen: Herrn Dr. Ferdinand Wegmacher. Als Ferdinand den Umschlag öffnete, fiel ihm eine gedruckte Karte entgegen: Barbaras Vermählungsanzeige. Einen Augenblick hielt er das leichte Stück Blüten abwägend in der Hand, dann ging er nachdenklich in sein Zimmer und las noch ein paarmal die wenigen Worte. „Schau an“, sagte er dann laut und hatte das Gefühl, als löse sich in seinem Innern irgendein Krampf, der kaum spürbar, aber unentwegt all-

sein Empfinden unklammert gehalten hatte. Er meinte, ein Stück Leben wegliegen zu sehen wie einen Vogel, der mit ruhigem Schlag die Flügel regte, nachdem er lange ängstlich und vergeblich flatternd gefangen gewesen war. Das war schön und tat nicht weh. Und weil er, wie er selber zu sagen pflegte, ein Materialist war, gedachte er den Augenblick zu feiern, indem er sich eine Zigarette und ein Glas Cognak gönnte. So ergriffen in die Atmosphäre des Behaglichen begann er zu sinnen und dachte jener Barbara, die er vor zehn Jahren geliebt, dann kurze Zeit gehaßt und schließlich geduldet hatte. Sie war ein anmutiges und zartes Geschöpf gewesen, das er in erster Verliebtheit einem feinen Reh ähnlich fand, bis er merkte, daß ihr Geist grober war als ihr Körper, ihre Schmiegsamkeit verborgene Herrschsucht und die Sprunghaftigkeit ihrer Wünsche nicht gemildert durch höhere Einsicht. An einem Silvesterabend schließlich war es gewesen, wo er, ohne daß Besonderes ge-

schehen war, die Fremdheit ihrer beider Wesen und Wesen als besonders quälend und letztlich unüberbrückbar empfunden hatte. Damals war er in der nicht allzu großen Stadt, in der sie beide lebten, ein neues „Kasino“ eröffnet worden, dessen besonderer Reiz in einer unendlichen Vielfalt von Stockwerken bestand. Es war ein schmales, turmhöhliches Hochhaus, durch dessen Höfen und Treppen man mit Lift und Patronenstauze aus dem Speiseszimmer in den Kaffeeraum, von der Kaffee- in die Kakaoabstube, vom Kakao zum Tee, vom Tee zum Wein, weiter zu Sekt, Bier, Mokka und schließlich über Bar, Tanzraum und andere Säle auf eine Terrasse unter freiem Himmel zu gelangen.

Es galt für schick, in einem dieser Stockwerke Verlobung oder Hochzeit oder Silvester zu feiern und Barbara bestand darauf, mit Ferdinand dort das Neue Jahr zu beginnen. Sie rebellierte gegen die von ihm erwünschte „häusliche Gemütlichkeit“ und wollte ihre Schönheit und ihre Besitzrechte an dem damals viel umschwärmten Dr. Ferdinand Wegmacher aller Welt zur Schau stellen. Ferdinand vergaß nie das warnende Gefühl tiefer Unlust, das ihm die mühsam zum Frohsinn gezwungene Stimmung verursachte, die ihnen schon im Parterre entgegenkam und ganz im Einklang stand mit Barbaras nervöser Erwartung und Erlebnisbereitschaft. Vor ihnen ging in einem weiten, gut geschnittenen Smoking ein nicht mehr junger, schwerer Mann, den Barbara mit aufgeregtem Zischen als den Filmregisseur Franz Alden identifizierte, der seit längerer Zeit mit dem Stab seiner Mitarbeiter zu Aufnahmen in der Stadt weilte. Barbara war in ihrem apfelgrünen Abendkleid, an dem das dekorative Gefühl einer Modeschöpferin viel Silber verteilt hatte, hübsch genug, um die kleine Hoffnung zu hegen, dem Filmmann aufzufallen. Ferdinand merkte mit Staunen, daß ihr Gang sich wandelte, während sie den Regisseur zu überholen trachtete, daß sie etwas peinlich Lockendes in das sanfte Schwingen ihrer Hüften zu legen suchte und mit hochmütig triumphierendem Blick im Vorbeigehen das Gesicht des Mannes streifte. Der aber sah gleichmütig dawider, gewohnt von Backfischjungen bedrängt zu werden, und so zog sich Barbara, unbewußt der Deutlichkeit ihres Angebots wie ihrer Niederlage, zwanglos wieder auf den Boden ihrer gewohnten Beziehungen zurück und feste Ferdinands Arm, um sich, anmutig daran hängend, von ihm zum vorbestellten Tisch führen zu lassen.

Ferdinand war empfindlich oder, wie er selbst zugestand, eitel genug, das kleine Zwischenspiel als peinlich zu empfinden. Aber während er sich noch über Barbaras Unbefangenheit wunderte, fand er selber Ablenkung durch ein älteres Ehepaar, das sich mit Tochter und frisch zu Weihnachten anverlobtem Schwiegersohn an ihrem Tische niederließ. Sie schienen nicht eben in Feiernlaune zu sein, denn der Vater richtete die Augen den Jungen zu, indes die Mutter strich und mit bitter herabgezogenen Mundwinkeln sich von der Familie abhob.

„Was wollt' wir denn trinken?“ fragte der Mann und hatte den leisen Singsang schwäbischer Mundart. Die Frau tat, als habe sie nicht gehört, sah weit-hin geradeaus und schenkte sich nicht, dem Schwiegersohn so alle Möglichkeiten künftigen Familienlebens vorzuführen. Vielleicht war es gut, ihn gleich daran zu gewöhnen, dachte Ferdinand und fand, daß die Nachbarn zu seiner eigenen Stimmung paßten.

„Kannst du net wenigstens zu Silvester ein anders Glas'cht aufsetze?“ sagte der Mann schließlich, aber die Frau entgegnete fest: „Nein – deshalb wirst du im Neue Jahr kei' bißle anders als im alte.“

Er schien der Meinung zu sein, daß man ihn halt nehmen müsse wie er war, aber die Frau lehnte das ab. Es muß schön sein, wie eine d'ehnde Wolke über den bleuen Himmel anderer Menschen zu segeln, dachte Ferdinand und wollte zu Barbara einen Spaß darüber machen, aber sie sagte nur kurz: Ja, ja, lei'z' sei sie aber zum Tanzen hier, nicht zum Philosophieren. Während er darauf mit ihr tanzte, schaute Barbara manch-

Bange Zweifel - Dubbio inquietante

(Hanna Negel)



„Selt einer Stunde läuft der lunge Mann da unten herum. Gilt das nun mir oder wartet er, bis der Zigarrenladen aufmacht?“

“È un' ora che quel giovanotto là sotto gira su e giù. Che sia per me o che aspetti che si apra la bottega di sigari!”





mal wie zufällig nach dem Regisseur hin, der sich mit einem platinblonden Mädchen unterhielt, das gern für einen Star gehalten werden wollte. Es war aber nur die dritte Regieassistentin, eigentlich sogar die vierte oder vielmehr die, die es werden wollte. Aber das brauchte niemand zu wissen und Barbara wußte es nicht und beneidete sie für alle Fälle. Sie stand damals im dritten Jahr eines nicht sehr aussichtsreichen Gangstudiums, träumte laut von einer großen Karriere und leise davon, als Frau Dr. Wegmarcher für den eigenen Hausgebrauch zu singen. Ferdinand hatte lange auch so gedacht, inzwischen aber die richtigen Pläne still beiseitegelegt, als undurchführbar.

Barbara war von jener demütigen Herrschschaft, die einem alle Wünsche von den Augen abliest, um sie sofort bekämpfen und sozusagen im Keim schon ersticken zu können. Ward sie dabei ertappt, so drehte sie lange und geschickt alles hin und her, bis nicht mehr festzustellen war, wer dies und wer jenes gesagt, gewollt oder getan habe, fand sich aber gar kein Ausweg mehr, so senkte sie gekränkt den Kopf und sagte, sie wisse schon, daß sie nichts, aber auch gar nichts richtig machen könne. Hinter all dem aber willtete Ferdinand den unbeugsamen Starrsinn eines Maulwesels, der weder durch Bitten noch durch Drohungen zum Weitergehen zu bewegen ist, wenn er sich denn einmal vorgenommen hat, stehen zu bleiben. Und da sein Traum stets war, durch Vernunft zu überzeugen und überzeugt zu werden, so stand er dem allem stets etwas erstaunt und verletzt gegenüber in dem Gefühl: so geht es doch nun einmal nicht.

An diesem Abend nun erschien ihm Barbara im Licht einer neuen, ihm unbekanntem und zielstrebig Koketterie, die ihn erschreckte. Er machte den Versuch, sie abzulenken und ein wenig teilhaben zu lassen an dem kleinen Familienspiel der Tischgenossen, aber er spürte, daß all ihr Sinn dem Nebentischen gehörte, an dem der Regisseur saß. Als es auf Mitternacht zuzuging, kam Leise unruhig in den Raum, da alles auf die Terrasse gehen wollte, um das Neujahrfeuerwerk zu sehen. Ferdinand ging, um Barbars Mantel zu holen und es als wieder hereinkam, sah er sie neben dem Regisseur stehen, der sie zum Tanzen geholt hatte. Barbara nahm unbefangenen den Mantel und sagte: „Ich habe mit Alden getanzt.“

„So“, sagte Ferdinand und wartete. „Ja“, sagte sie ein bißchen stolz, „seine Damen waren schon im Aufbruch und er sagte, er habe sich vorgenommen, jeden dritten Tanz zu tanzen. Er betrachtete das als Gymnastik. Da konnte ich natürlich nicht ablehnen...“

„Natürlich nicht“, sagte Ferdinand und wunderte sich, daß er keinen Ärger empfand. Dann standen sie im engen Lift, wo dicke Männer mit Pappnüssen eine ungeliebte Stimmung zu erzeugen gewillt waren, und fuhren durch alle Stockwerke dem Freien zu.

Über der Terrasse war ein Sternhimmel von trüchlicher Weite und Unendlichkeit, unter dem das Geschwätz und Gelächter verrann wie ein Krug laues Seifenwasser im Meer. Das ältere Paar vom Tisch stand an der Brüstung wortlos nebeneinander, als Ferdinand und Barbara auch aus Gängen traten.

„No, jetzt versöhnet euch“, sagte die Tochter. „I bin net schuld“, beharrte die Mutter.

„I au net!“, betonte der Vater. „Ha no, dann gebet euch einen Kuß“, schlug der Schwiegervater vor. Er führte die beiden voreinander hin und sie küßten sich gehoramt.

„I hab das ganze net wollen“, sagte hierauf die Frau.

„I au net“, der Mann. „No also“, stellte die Tochter fest. Ferdinand wurde ein bißchen traurig. Aber dann schrie jemand „Prost Neujahr!“, ein Witziger machte das Quäken eines glückbringenden Schweines nach und eine Gefühlvolle sagte, was das neue Jahr wohl bringen werde. Ferdinand merkte zu spät, daß Barbara die Gefühlvolle gewesen war und fühlte dunkel eine Forderung an sich. „Das weiß kein Mensch“, sagte er abblügend ins Banale, und gab ihr schnell einen Kuß.

„Ein gutes neues Jahr, Barbara.“

„Dir auch, Wucki!“, sagte sie und er wußte, daß sie wußte, daß er den Namen Wucki nicht ausstehen konnte und sich darüber ärgerte. Aber sie brauchte ihn trotzdem und sehr sanft, daß er wie eine besondere Zärtlichkeit klingen sollte. Ringsum küßten sich andere Paare ebenso, und Ferdinand hatte plötzlich das Gefühl, daß sie alle viel lieber wo anders gewesen wären, daheim in bequemen Hausschuhen oder am Stammtisch im Kino oder bei einem Buch oder mit jemand anderem zusammen oder verlobt allein. Aber es war ja so schick, Silvester im zehnten Stock zu feiern.

„Herunter-fahren war Alden im gleichen Lift und sagte höflich zu Barbara, ob er auch im neuen Jahr um einen Tanz bitten dürfte, mit Erlaubnis natürlich. „Gern“, sagte Barbara und Ferdinand nickte wohlgezogen.“

Dann begannen zwei Stunden unvergesslichen Würfels, in denen Barbara ihn zwang, bald im ersten, bald im offenen Stock zu sein, seinen Magen mit süßen Likören zu kränken, Würstchen zu essen, Mokka zu schlürfen, sich an heißem Kakao die Zunge zu verbrennen, auf einem Barstuhl zu schaukeln, eine klebrige Mischung durch einen Strohhalm zu suzeln und somit alle Etagen voll zu genießen. Ferdinand wunderte sich nicht, daß sie dabei immer wieder in den zehnten Stock zurückkehren verlangte, wo Alden mit seiner Gesellschaft noch saß und Barbara beim Tanzen nach ihm ihre Blicke warf.

„Was willst du eigentlich von dem Mann?“ fragte Ferdinand schließlich. Barbara erwiderte kampflustig: „Er ist eine interessante Persönlichkeit und außerdem ist es für eine Künstlerin immer gut, Beziehungen zum Film zu haben.“

„Bist du eine Künstlerin, Barbara?“ fragte Ferdinand vorsichtig, doch ohne Spott.

„Ja“, antwortete sie leidenschaftlich. „Aber dir hätte ich meine Karriere geopfert — nur dir.“

„Ich habe nie gerne Opfer angenommen“, sagte Ferdinand nachdenklich. „Weil du Angst vor Verpflichtungen hast?“, erwiderte Barbara schnell.

„Prost Neujahr!“, sagte Ferdinand und trank sein Glas aus. „Also da wären wir nun endlich so weit. Aber es geht nicht, Barbara, ich hab's heute Abend endgültig eingesehen.“

„Du bist eifersüchtig“, sagte sie triumphierend. Er schüttelte den Kopf. „Ich wollte, ich wärs. Aber es ist etwas in mir zu Ende und darum bin ich nur müde... Aber das seh.“

Unvermittelt hatte Barbara Tränen in den Augen. „Also doch“, sagte sie, als lände sie nun etwas bestätigt, über das sie lange nachgedacht hatte. „Und ich habe mich so auf den Abend gefreut, hier mal richtig im zehnten Stock mit dir.“

„Ich nicht“, sagte er ehrlich, „aber es hätte noch ganz gut werden können, wenn du das wenigstens im Lauf des Abends gemerkt hättest.“

„Ich bin nicht schuld“, sagte sie hartnäckig. „I au net“, antwortete er im Tonfall des Familienvaters vom Tisch, um sie zum Lachen zu bringen. Doch es gelang ihm nicht und bald darauf brachen sie auf. So sehr aber schloß der Schmerz Barbara nicht von der Umwelt ab, daß sie nicht noch einmal hohelohsvoll zum Tisch der Filmleute hinübergerückt und beim Abgehen ihre Hüften wieder in jenen sanft lockenden Schwung versetzt hätte, der heute schon einmal Ferdinands Stauern erregt hatte.

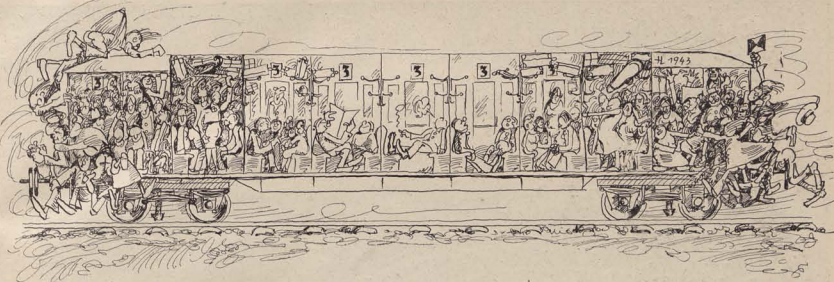
Von der Enttäuschung dieses Abends, an dem eigentlich nichts geschehen war, als daß Barbara sich, wie Ferdinand es ausdrückte, auf die Seite der anderen gestellt hätte, konnten sich ihre Beziehungen nie mehr erholen. Barbara kämpfte mit allen Mitteln, aber Ferdinand zog sich immer mehr zurück. Er fürchtete Barbars Aufsehen an seiner Tür, seinem Telefon, in seiner Kaulen, seinem Leibe überhaupt. Darum nutzte er eine günstige Gelegenheit, um sein Arbeitsfeld in eine andere Stadt zu verlegen. Barbara für die er immer noch ein wenig sorgte, schrieb weiter, telefonierte, drohte und quälte, bis sie auf einmal still wurde. Dann kamen nur noch diese Neujahrtsbriefe und nun als letztes ihre Vermählungsanzeige. Sie war nun Anfang der Dreißig und immer noch sehr hübsch, und er wußte, daß sie ein wenig noch hoffte in ihm mit dieser förmlich-kühlen Anknüpfung zu treffen. Aber es traf ihn nicht. Es nahm nur den letzten Druck von ihm, der immer noch mit dem Namen Barbara als mit etwas Unabgeschlossenem verknüpft war. Und er wünschte, daß sie es gut getroffen haben möchte und einen Mann bekommen, der ihr erlaube, in aller Demut über ihn zu herrschen oder der zumindest ähnliches Vergnügen wie sie daran fand, kleine Freuden oder großes Glück eher im zehnten Stock als sonstwo zu vermuten und zu suchen.



„Ganze zweihundertdreundsiebzig Seiten braucht die Frau in diesem Roman, bis sie sich endlich küssen läßt. Ich wäre schon nach der zehnten verrückt!“

Passione: „Questa donna abbisogna di duecentosessantatre pagine di romanzo, per lasciarsi finalmente baciare! Io invece dopo solo dieci pagine impazzirei!..“





## SEINE GROSSE ILLUSION

VON KNUT OYING

Die Liebe im allgemeinen und die Ehe im besonderen, das war das Thema, auf das wir zu sprechen kamen, als ich vor ein paar Tagen wieder einmal bei meinem Freund Emil zu Gast war. „Ach ja“, meinte Emil schwärmerisch und setzte, „auch in meinem Leben hat es einmal eine Frau gegeben. Eine herrliche Frau! Und sie liebte mich. Das taten die Frauen damals ja wohl alle, doch Evas Liebe war von einer solchen Tiefe und Innigkeit, die es heutzutage überhaupt nicht mehr gibt.“

Ich nickte. Ich wartete ab. Und Emil sprach weiter mit sonderbar wehmütigem Blick.

„Jetzt sind es fünfzehn Jahre her. Vollschlank, blond und blauäugig, war Eva für mich das Ideal. Sie kam jede Woche zweimal zu mir in die elterliche Wohnung, um mir Klavierunterricht zu erteilen. Ach, das war eine Zeit — ich schwelte jedesmal in Freuden und Wonne...“

Er hielt schwärmerisch inne und setzte die Pfeife in Brand.

„Na, und was wurde daraus?“ fragte ich gespannt. „Nichts“, entgegnete Emil und schaute auf einmal ganz trübe drein. „Und ich hätte ihr dabei bloß den kleinen Finger zu reichen brauchen. Doch ich gab sie auf. Warum? Geduld, ich will es dir erzählen.“

„So oft Eva kam, saßen wir da, hielten uns bei den Händen und schauten uns in die Augen. Hin und wieder klinkerte ich ein bißchen auf dem Klavier, damit mein Vater nichts argwöhne. Wir schwuren uns ewige Liebe und Treue. Daß aus einer Heirat zwischen uns trotzdem nichts wurde, das lag, wie gesagt, einzig an mir —“

Ich mußte wohl ein reichlich dümmes Gesicht machen, denn Emil nickte mir zu. „Geduld, höre nur weiter.“

Ich empfand Evas Liebe als ein Geschenk des Himmels. Nun war ich aber damals noch ein armer Teufel, der nichts war und nichts hatte. Ich setzte mich also hin und schrieb ihr einen Brief. Ich sagte ihr, daß ich gar nicht so reich sei, wie sie vielleicht annehme, doch ich sei bereit, ihr das zu bieten, was ihr ja auf Erden am liebsten und kostbarsten sei — mich selbst. Und ich bat sie, mir umgehend mitzuteilen, was sie darüber denke und fühle. In dem Falle jedoch, daß ihr das Opfer, einige Jahre in Einfachheit und Sparsamkeit zu leben, zu groß sein würde, solle sie nicht antworten.“

Emil tat einen tiefen Zug aus der Pfeife und startete ins Leer, als schau er in eine längst versunkene Welt. Dann aber sprach er wieder.

„Ich war ja so felsenfest davon überzeugt, daß

Eva mich meinewegen und nicht des Geldes wegen liebte. Und so überraschte es mich dann auch gar nicht, daß postwendend die Antwort eintraf...“

„Ja, aber warum wurde denn kein Paar aus euch?“ schaltete ich ein. Ich wurde endlich ungeduldig. „Ach, so, du meinst, weil ich doch die erwartete Antwort erhalten hatte? Geduld, mein Lieber, ich werde es dir gleich erklären. Du wirst mich gewiß einen komischen Kauz heißen, wenn ich dir sage, daß mich da auf einmal so etwas wie Reue überkam.“

Denn plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, daß ich doch eigentlich ein Hungerleider war, der es gar nicht wagen durfte, das Schicksal eines soch eingehaltenen Geschäftes an das seine zu binden. Während ich also so mit dem Brief in der Hand zögernd stand, hörte ich draußen meinen Vater näherkommen. Das brachte mich vollends aus der Fassung. Der durfte den Brief natürlich nicht sehen. So rollte ich ihn rasch zusammen und schob ihn in die Vase dort.“

Emil zeigte auf eine lang- und dünnhalsige Vase, die auf der Kommode stand. Ein anscheinend kostbares Stück. Dann erzählte er weiter:

„Als mein Vater wieder gegangen war, wollte ich den Brief wieder hervorholen. Doch da mußte ich zu meinem Schrecken feststellen, daß ich ihn zu tief in die Vase gesteckt hatte. Er war den Hals hinabgerutscht und hatte sich am Boden aufgelöst!“

„Ja, das war Pech“, pflichtete ich ihm bei. Er nickte trübe. „Das kann man wohl sagen. Aber nun sind ja fünfzehn Jahre darüber vergangen. Ich unternehme es auf jede erdenkliche Weise, den Brief herauszufischen. Doch vergebens!“

„Dann liegt er also noch heute darin?“

„Ja. Die Vase aber ist ein altes Familienstück, das ich aus Pietät natürlich nicht zerschlagen konnte. Im Übrigen habe ich es auch gar nicht gewollt. Denn der Gedanke, daß darin untaftbar etwas verborgen liegt, das mich an meine große Jugendliebe erinnert, ist mir noch heute heilig.“

Ich war aufgestanden, hatte die Vase zur Hand genommen und betrachtete sie eingehend.

„Gib Obacht!“ mahnte Emil. Dann aber fuhr er fort:

„Ich antwortete natürlich nicht auf ihren Brief. Schweigen schien mir das einzig Richtige. Und da ich auch bald darauf mit meinen Eltern ins Ausland übersiedelte, fand ich es so zudem taktvoller. Auf diese Weise kam sie doch leichter darüber hinweg und die Trennung würde ihr weniger schwer fallen, überlegte ich.“

„Gewiß“, pflichtete ich ihm zerstreut bei und besah mir weiter aufmerksam und in Nachdenken versunken die Vase.

Doch da geschah es! Ehe ich es mich versah, glitt mir das teure Stück aus den Händen und zerschellte am Boden. Verwirrt stand ich da und sah auf das Nieder, was ich angerichtet hatte. Da erblickte ich plötzlich ein mattgelbes Kuvert, das aus den Scherben hervorschimmerte. „Der Brief!“ durchfuhr es mich. Ich bückte mich und nahm ihn auf.

„Der Brief!“ rief auch Emil aus und nahm den Umschlag entgegen. Aufgeregt öffnete er ihn, entfaltete den verbliebenen Bogen und las. Tiefes Schweigen. Doch plötzlich wurde die Stille durch ein heiseres Lachen unterbrochen. Emil blickte starr vor sich hin, und ich konnte es mir nicht versagen, einen Blick über seine Schultern zu tun.

„Rechnung über 18 Stunden Pianountericht à vier Kronen, insgesamt 72 Kronen“, konnte ich da lesen. „Um umgehende Begleichung vorstehenden Betrages wird höflichst gebeten.“ —

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig.)

## LIEBER SIMPLICISSIMUS



Hinter Passau liegt ein schönes Jagdgebiet. Und wenn es im Herbst Treibjagden gibt, erhalten die Jäger der Umgebung vom Schloß eine kurze Postkarte:

„Kommt! Das Treiben geht auf!“

Die alten Jagdfreunde wunderten sich über die lakonische Kürze der Einladung.

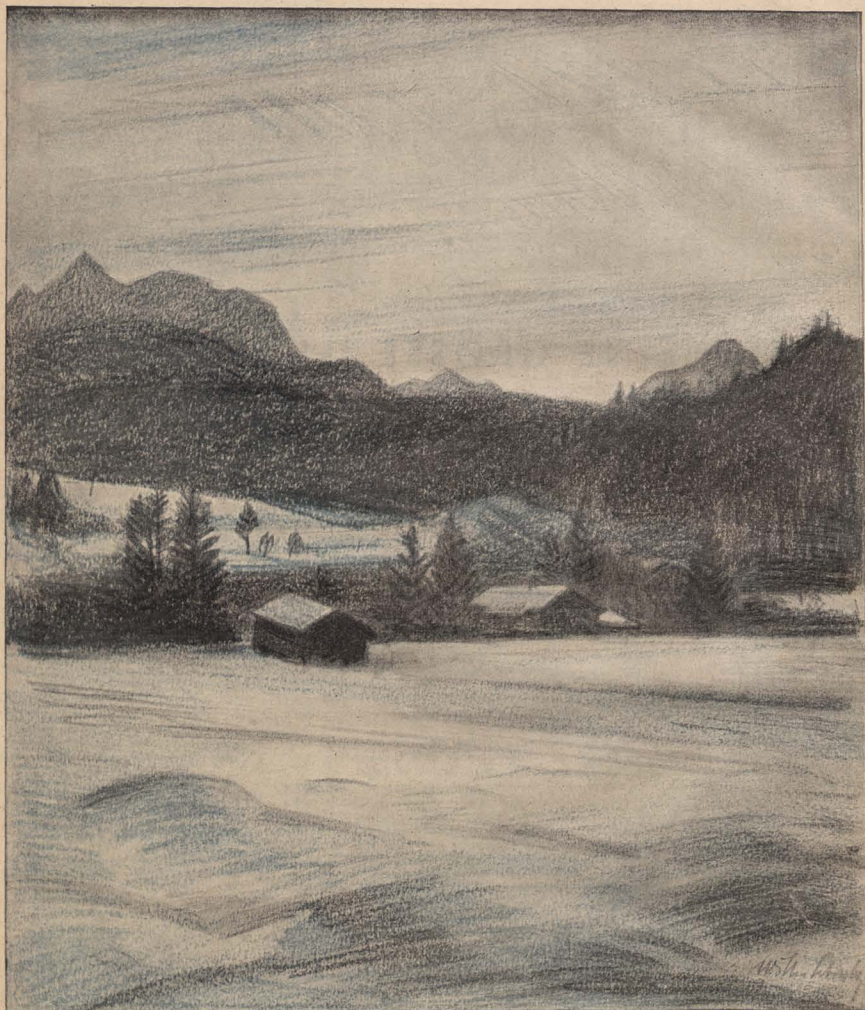
„Wo hast du denn diese schönen handgemalten Einladungskarten zur Treibjagd von früher, Graf? Sind s' aufgebraucht?“

Der Jagdherr schüttelte den Kopf.

„Aufgebraucht sind s' nicht“, sagte er, „aber die brauche ich jetzt für die Treiber — Jäger gibt's genug, aber die Treiber san rar.“ — Rösler

## IM WINTER

(Wilhelm Schulz)



Erscheint dir öd und leer die Welt  
in diesen Wintertagen,  
so daß sie dir nicht mehr gefällt,  
sei still und laß dir sagen:

Ganz heimlich unter Schnee und Eis  
sich tausend Wunder rühren.  
Hab nur Geduld, rundum im Kreis  
wirst du es balde spüren.

Da wird die Welt so weit, so weit  
mit Blumen reich sich schmücken,  
daß, wer ein Liebchen hat zur Zeit,  
ihr kann ein Sträußlein pflücken.

WILHELM SCHULZ